

Predigt am 1.1.2013 in St. Matthäus, München, über die Jahreslosung

*Text: "Wir haben hier keine bleibende Stadt, sondern die zukünftige suchen wir."
(Hebräer 13, 14)*

Liebe Gemeinde,

es gibt Momente, die möchte man einfach festhalten. Momente, in denen man am liebsten die Zeit anhalten möchte. Das prickelnde Gefühl einer neuen Liebe und das grenzenlose Glück, wenn sie erwidert wird. Eine überwältigende Naturerfahrung, die ein tiefes Gefühl der Einheit mit sich und dem Kosmos gibt. Eine Musik in der Kirche, die uns tief in der Seele berührt und einige Augenblick lang das Gefühl gibt, dass alle Widersprüche des Lebens überwunden sind. Man möchte die Zeit in diesen Momenten anhalten.

Ich weiß nicht, wie es Ihnen gestern Abend vor der Jahreswende gegangen ist. Ob Sie froh waren, dass endlich ein neues Jahr mit neuen Chancen beginnt oder ob Sie das alte Jahr am liebsten festgehalten hätten. Jetzt ist das neue Jahr jedenfalls da. So haben wir in der Nacht schon unsere erste Erfahrung mit der neuen Jahreslosung gemacht: "Wir haben hier keine bleibende Stadt, sondern die zukünftige suchen wir."

Eine Jahreslosung, die so vom permanenten Unterwegssein spricht, weckt bei uns, die wir heute Morgen hierher in die Matthäuskirche gekommen sind, um das neue Jahr in Gottes Hand zu legen, vermutlich ganz unterschiedliche Gefühle. Wer es schwer hat mit dem Leben, in dem er jetzt lebt, sehnt sich nach Veränderung. Sehnt sich danach, dass die Dinge endlich anders werden, hofft darauf, dass die Zukunft etwas Besseres bringt. Und dem spricht der Satz aus dem Hebräerbrief vielleicht spontan aus der Seele. „Wir haben hier keine bleibende Stadt, sondern die zukünftige suchen wir“ – das zu sagen, ist dann wie ein Seufzer, der nach Linderung ruft. Das zu wissen, ist fast so eine Art Lebenselixier, weil die Aussicht auf eine andere, eine bessere Zukunft das jetzige Leben erträglicher macht.

Wer insgesamt mit seinem Leben zufrieden ist, wer vielleicht sogar von sich sagen kann: „Ich bin glücklich! So, wie es ist, ist es gut!“, der mag das durchaus anders empfinden. Der sucht vielleicht überhaupt keine zukünftige Stadt, sondern der hofft, dass alles so bleiben kann wie es ist. Es kann ziemlich anstrengend sein, sich immerwährend auf der Wanderschaft zu befinden. Warum soll es nicht in Ordnung sein, einfach dankbar mit und in dem zu leben, was wir haben, vielleicht sogar auch nach vielen Umzügen endlich einmal angekommen zu sein, Heimat gefunden zu haben und nicht mehr weg zu wollen? Wer das vorschnell als Haltung spießbürgerlicher Behaglichkeit abtut, hat keine Ahnung, wie menschenfreundlich es sein kann, wenn Menschen angekommen sind, wenn sie sich nichts mehr beweisen müssen, wenn sie in stabilen Beziehungen leben dürfen und wenn sie den Ort lieben, an dem sie leben – die vertraute Landschaft, Menschen drumherum, auf die man sich verlassen kann, eine Routine, die man nicht jeden Tag neu erfinden muss und die daher ungeheuer entlastend sein kann, eine sichere Arbeit, die niemand einfach kündigen kann, und vielleicht auch ein inneres Koordinatensystem, das nicht jeden Tag neu erfunden werden muss.

Lebenssituationen, die so belastet sind, dass man nichts sehnlicher wünscht als aus ihnen herauszukommen und in eine bessere Zukunft zu gehen, sind jedenfalls ganz bestimmt nichts, was man sich *wünschen* kann. Ich habe kürzlich Bilder vom durch Bombenangriffe zerstörten Nürnberg gesehen. Die weithin unzerstört gebliebenen

Türme der Burg überragen eine Stadt, die es fast nicht mehr gibt. Überall Häusergerippe. Nach 13.807 Tonnen Bomben und 6.400 Toten und 13.000 Verletzten und 350.000 Obdachlosen stehen sie da wie eine Anklage gegen den von Hitler begonnenen irrsinnigen Krieg.

Dass wir keine bleibende Stadt haben, kann anhand solcher bitteren Bilder sehr wörtlich sichtbar werden. Man kann es aber auch im Kleinen im eigenen Leben erfahren. Mancher, der hier sitzt, mag das im vergangenen Jahr selbst sehr konkret erlebt haben: dass ein Lebensentwurf zusammengefallen ist, weil eine Krankheit kam, oder weil die Kinderlosigkeit endgültig geworden ist, dass Träume, vielleicht lange gepflegte Träume, zerstoßen sind, dass Beziehungen zu Bruch gegangen sind, die unverbrüchlich schienen, dass der Tod uns einen Menschen genommen hat und unsere Seele es einfach nicht verstehen will. Wir haben hier keine bleibende Stadt. Viele Menschen wissen durch eigene bittere Erfahrung ganz genau, wovon der erste Teil der Jahreslosung spricht.

Vielleicht haben sie aber auch die befreiende Kraft des zweiten Teils schon erleben dürfen. Die zukünftige Stadt suchen wir. Es *gibt* eine Zukunft! Und es ist eine Zukunft, die uns von Gott her entgegenkommt! Wir müssen nicht an der Vergangenheit mit ihren Wunden kleben. Unser Blick kann sich öffnen für das Neue. Wir dürfen loslassen. Wer versteht, dass er hier keine bleibende Stadt hat, lernt loszulassen.

Das gilt für alles, was uns im Leben beschwert. Es gilt aber auch für den Reichtum unseres Lebens. Es gilt für das Glück unseres Lebens. An ihm zu kleben, macht unfrei. Sein Leben als Wanderschaft zu verstehen, das nicht auf irgendwelche vorteilhaften Sternkonstellationen oder auf die Gunst der Götter oder auch auf den äußeren Besitz angewiesen ist, sondern ganz in Gottes Hand gelegt werden kann, das macht frei! Ein besonderes Zeichen dafür ist seit vielen Jahrhunderten die Besitzlosigkeit der Mönche, die im Hintergrund folgender kleiner Geschichte steht:

Ein Tourist macht Station in einem Kloster. Er wird freundlich aufgenommen, und man bietet ihm eine Mönchszelle als Schlafquartier an. Darin stehen nur ein Bett und ein Stuhl. In der Tür fragt der Tourist erstaunt: „Und wo sind Ihre Möbel?“ „Wo sind denn Ihre?“, erwidert der Mönch. Verwirrt antwortet der Tourist: „Ich bin ja nur auf der Durchreise.“ Der Bruder lächelt: „Wir auch.“

Das Lächeln des Mönches ist ein Lächeln der Freiheit. Ich glaube das wirklich: Dass wir hier keine bleibende Stadt haben, macht frei. Es hilft uns, nicht an dem zu kleben, was wir haben. Nicht an dem, was wir besitzen, sondern uns tiefer zu verwurzeln. Eine der eindringlichsten Geschichten dazu in der Bibel ist die Geschichte vom reichen Kornbauern (LK 12, 16-21). Er häuft seine Reichtümer und baut eine Scheune nach der anderen. Und merkt gar nicht, wie er seine Seele verliert, indem er an seinem Besitz klebt. Und dann sagt Gott zu ihm: „Du Narr! Diese Nacht wird man deine Seele von dir fordern; und wem wird dann gehören, was du angehäuft hast?“ (LK 12, 20).

Der reiche Kornbauer hat seine bleibende Stadt in all den Scheunen gesucht, die seinen immer größer werdenden Besitz aufbewahren sollten, um gut gerüstet zu sein für schlechtere Zeiten. Und vorzusorgen für magere Zeiten, ist ja auch keine schlechte Idee. Seit Jahren wird uns das im Hinblick auf die Altersversorgung in der Zukunft geradezu eingehämmert. Und trotzdem ist es nicht der Weg der Freiheit, sondern eine Form der Knechtschaft, wenn wir unser Leben, ja unsere Seele, ganz

an den Besitz binden. Ja, es sind schon zwei unterschiedliche Wege: lebe ich aus der Angst und spare immer mehr an, um auch ganz sicher zu sein, dass ich später einmal materiell ausgesorgt habe? Oder Sorge ich in Maßen für die Zukunft vor, ohne aber mein Heil darin zu suchen, und gewinne dadurch die innere Freiheit, mein Geld auch für andere fruchtbar werden zu lassen? Es ist wahrscheinlich doch kein Zufall, dass der Jahreslosung aus dem Hebräerbrief zwei Verse weiter der Satz folgt: „Gutes tun und mit anderen zu teilen vergesst nicht!“

Es ist schon merkwürdig, dass wir durch die vielen Diskussionen um den Euro im vergangenen Jahr als Land in dem Gefühl leben, unmittelbar in unserem Wohlstand bedroht zu sein. Wir leiden angesichts der Eurokrise als Volk fast unter so etwas wie einer kollektiven Verlustangst. Nachdem Deutschland bisher an den Krediten an Griechenland verdient hat, wird es, wenn die Kommentatoren recht haben, in den nächsten Jahren tatsächlich erstmals Transferzahlungen dorthin in bis zu zweistelliger Milliardenhöhe geben. Aber haben wir schon vergessen, wie reich wir als Land sind? Mit 12.4 Billionen – also 12 400 Milliarden Euro ist im letzten Jahr die Höhe des privaten Vermögens in Deutschland angegeben worden - fast das Fünffache des derzeitigen jährlichen Bruttoinlandsprodukts Deutschlands und mehr als das Sechsfache des Schuldenbergs der öffentlichen Hand. Allein 4,7 Billionen davon sind Geldvermögen. Natürlich ist dieses Vermögen sehr ungleich verteilt. Aber als Land **sind** wir, wenn wir die Lasten gerecht verteilen, in der Lage, da Solidarität zu leisten, wo das anderen wirklich hilft, aus einer Situation der Not wieder auf die Beine zu kommen. So wie wir nach dem Krieg allein durch die Solidarität anderer wieder auf die Beine gekommen sind und uns zu einer der blühendsten Volkswirtschaften der Welt entwickelt haben. „Gutes tun und mit anderen zu teilen vergesst nicht!“ - diese Mahnung aus dem Hebräerbrief gilt für einzelne Personen. Sie kann aber auch für Länder gelten.

"Wir haben hier keine bleibende Stadt, sondern die zukünftige suchen wir." Dass wir Christenmenschen Leute sind, die die "zukünftige Stadt" suchen, pflanzt uns eine Sehnsucht ins Herz, die dem Festhalten am Bestehenden widerspricht. Wir geben uns mit dem Bestehenden nicht zufrieden. Wir wissen, dass es ein mehr gibt. Der Satz: „So ist die Welt eben“ ist kein christlicher Satz. Die zukünftige Stadt, das „neue Jerusalem“, ist eine Welt, in der Friede und Gerechtigkeit sich küssen. Eine Welt, in der alle Menschen in Würde leben können, in der alle von der Lieblosigkeit oder auch nur Gedankenlosigkeit der Menschen verursachten Tränen abgewischt sind. Kinder schreien nicht mehr ungestillt nach Nahrung, Hass und Gewalt, die doch Täter *und* Opfer schädigen, sind überwunden und keiner muss mehr über zerstörte Städte klagen. Eine Welt, in der die Schönheit der Natur, wie sie die Psalmen besingen, von uns Menschen dankbar als ein Lebensraum angenommen wird, der zu bebauen und zu bewahren ist. Das Antlitz dieser Stadt ist Christus selbst. Und dieses Antlitz Christi leuchtet schon jetzt durch die Dunkelheiten der Welt hindurch.

Die Lichter am Weihnachtsbaum verlöschen jetzt wieder. Aber das Licht, von dem sie zeugen, geht das ganze Jahr mit uns. Es strahlt uns auf unserem Weg durch dieses Jahr an. Keiner kann es auslöschen. Wir alle miteinander werden zu Lichtgestalten. Christus, das Licht, macht uns zu Lichtgestalten. Wir dürfen uns auf den Weg ins neue Jahr machen und dabei tief im Herzen wissen: Gott strahlt mich an und deswegen darf ich aufrecht und voller Zuversicht meinen Weg gehen. Von dem Wort aus dem Hebräerbrief dürfen wir uns das ganze Jahr über daran erinnern lassen, wohin wir gehen. Ja, ich weiß ganz genau, wovon ich spreche, wenn ich Ihnen von Herzen ein gesegnetes neues Jahr wünsche!